

**Zeitschrift:** Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums  
**Herausgeber:** Zürcher Institut für interreligiösen Dialog  
**Band:** 7 (1951)

**Artikel:** Das Taufmotiv in der Judentaufe  
**Autor:** Burgstahler, Theo  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-961625>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# JUDAICA

BEITRÄGE ZUM VERSTÄNDNIS DES JÜDISCHEN SCHICKSALS  
IN VERGANGENHEIT UND GEGENWART

---

## DAS TAUFMOTIV IN DER JUDENTAUFE

von THEO BURGSTÄHLER, Ulm

Es gehört zum Wesen der Konversion, daß sie von mancherlei Verdächtigung begleitet ist. Glaubenswechsel war zu aller Zeit nicht nur eine Tat tiefster Überzeugung, sondern oft genug verbunden mit List und Gewalt, Lockungen und Versprechungen auf der einen Seite und mit sklavischer Unterwerfung, mit Haschen nach Gunst und Vorteil auf der andern. So ist es nicht verwunderlich, daß Spott und Beschuldigungen mannigfacher Art dem Konvertiten gegenüber vorgebracht werden. Besonderer Verdächtigung war immer und überall die Judentaufe ausgesetzt.

Der erste, von dem wir hören, daß die „Echtheit“ seiner Konversion bezweifelt wurde, war der Apostel Paulus. Als er drei Jahre nach diesem Ereignis den Versuch machte, sich an die christliche Gemeinde in Jerusalem anzuschließen, „da fürchteten sich alle vor ihm, weil sie nicht glaubten, daß er ein Jünger sei“ (Apgsch. 9, 26). Dieses Verhalten der Christen einem Manne gegenüber, der ehemals sich als ihr erklärter Feind betätigt hatte, ist durchaus erklärlich. Weniger begreiflich ist das beleidigende Mißtrauen, mit dem man bis zum heutigen Tage in aller Selbstverständlichkeit dem jüdischen Konvertiten begegnet. Und das Überraschende dabei ist, daß sich in dieser Front Juden und Antisemiten, Atheisten und gute Christen in seltener Einmütigkeit zusammenfinden.

Von jüdischer Seite lasen wir — ausgerechnet in einem Aufsatz über „Die Nächstenliebe nach jüdischer Lehre“ — die nicht sehr

liebevolle Beschuldigung: „Der große Teil der Ostjuden, der sich taufen ließ, tat es aus nichtideellen Gründen“, und in derselben Abhandlung wird bezweifelt, daß auch nur „ein anständiger Prozentsatz“ sich wirklich aus Überzeugung taufen ließ<sup>1</sup>. Diese Sprache ist nicht neu. In einem Vortrag des früheren Münchener Rabbiners Dr. Werner<sup>2</sup> werden die Juden, die sich taufen ließen, weithin identifiziert mit „Schwächlingen und Feiglingen“<sup>3</sup>, die „versuchten, mit fadenscheinigen, unhaltbaren und unwahren Gründen ihre Abtrünnigkeit zu rechtfertigen“<sup>4</sup>. Es wird frischweg behauptet, daß „die allermeisten Judentaufen nicht aus inneren Gründen hervorgehen“<sup>5</sup>, und die Frage, „Gibt es eine Judentaufe aus Überzeugung?“ wird dahin beantwortet, daß von „ganz vereinzelt Ausnahmen“ abgesehen<sup>6</sup>, der Jude eben nur aus unlauteren Motiven Christ wird.

Das Philo-Lexikon redet beim Stichwort Apostasie von Hunderttausenden, die das Judentum verlassen haben und fügt bei: „Wenige traten aus Überzeugung zu anderen Religionen über“<sup>7</sup>. Fragebogen fanden für diese „Feststellung“ wohl schwerlich Verwendung, und es bleibt immerhin erstaunlich, daß gerade der Jude, der sich sonst — mit vollem Recht — gegen Verallgemeinerungen wendet, weil sie immer ein Unrecht bedeuten, in Fragen der Apostasie selbst zu dieser Waffe der Ungerechtigkeit greift. Kein Wunder, daß der Antisemit die jüdischen „Feststellungen“ mit Wonne aufgreift. Er braucht sich nicht lange neue Diskriminierungen ausdenken, sondern darf nur eben das vernichtende Urteil nachsprechen, das der Jude, der es ja wissen muß, über seine eigenen Stammesgenossen selbst gefällt hat. So beruft sich der „Rasseforscher“ des Dritten Reiches, Hans Günther, konsequent auf den Artikel „Apostasie“ in der *Encyclopaedia Judaica*, Bd. II, 1926, S. 1218,

---

<sup>1</sup> David Farbstein in *Judaica* 1949, S. 262.

<sup>2</sup> Dr. Werner, Judentaufen, Vortrag in Feldbücherei des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüd. Glaubens, Berlin.

<sup>3</sup> ebda S. 23.

<sup>4</sup> ebda S. 24.

<sup>5</sup> ebda S. 25.

<sup>6</sup> ebda S. 29.

<sup>7</sup> Philo-Lexikon, Berlin 1935, Sp. 32.

wonach die Juden „meist aus äußeren Gründen“, nicht aus religiösen, das mosaische Glaubensbekenntnis abgelegt haben und übertraten<sup>8</sup>.

Daß die gesamte antisemitische Presse in dasselbe Horn blies, liegt auf der Hand. Ein Zitat für viele andere möge genügen: „Daß die Juden nur zum Taufbecken und Kreuze krochen, um so im Besitze gewisser staatsbürgerlicher Rechte bleiben zu können, daß ihre ganze ‚Bekehrung‘ ein Riesenschwindel war, das kam den Pastoren und Priestern von der Judenmission nie in den Sinn“ (Stürmer 1936, Nr. 10).

Wenn man nun erwägt, wie weite Kreise zu allen Zeiten durch antisemitische Gedankengänge infiziert waren, so kann es nicht überraschen, daß auch von durchaus christlicher Seite immer wieder die Frage erhoben wurde, ob es bei Juden wirklich „echte Bekehrungen“ gäbe<sup>9</sup>. Am bekanntesten ist in dieser Hinsicht die Einstellung Luthers. Es sei ohne weitere Belege nur kurz an einige seiner Worte erinnert, die speziell auf die Konversion der Juden Bezug nehmen. In seiner Schrift „Von den Juden und ihren Lügen“ weist er den Gedanken, daß er die Juden bekehren wolle, weit von sich. „Denn das ist unmöglich“. Sie sind ihm ein „verworfenes, verdammtes Volk“. In der Schrift „Vom Schem Hamphoras und vom Geschlecht Christi“ sagt Luther: „Ein Jude oder jüdisch Herz ist so stock-, stein-, eisen-, teufelshart, daß es mit keiner Weise zu bewegen ist“. Gleichwohl klingen die beiden erwähnten Schriften aus in der Fürbitte um die Bekehrung der Juden. „Welche sich bekehren wollen, dazu gebe Gott seine Gnade“, schreibt er im Schem Hamphoras. Luthers judenfeindliche Schriften sind in gleicher Weise wie die Aussagen des Judentums über seine „Apostaten“ zum Arsenal des Antisemitismus geworden.

Der Einwand, daß ein Jude sich gar nicht recht zum Christentum bekehren könne, ist durch die Geschichte des Christentums selbst von Anfang an widerlegt. Die Apostel waren Juden. Die erste, nach Tausenden zählende Gemeinde in Jerusalem bestand aus Juden. Auch die andern christlichen Gemeinden in Palästina und

---

<sup>8</sup> Hans F. K. Günther, Rassenkunde des jüd. Volkes, 1930, S. 197, S. 305.

<sup>9</sup> Freund Israels, Basel 1946, Heft 3, S. 35.

Syrien wurden im wesentlichen aus christgläubig gewordenen Juden gebildet. Selbst die Gemeindegründungen des Paulus hatten in vielen Fällen die jüdische Gemeinde zum Ausgangspunkt. Wer die Apostelgeschichte und die Apostelbriefe liest, wird niemals auf den absurden Gedanken kommen „Wenige traten aus Überzeugung zu anderen Religionen über“. Aber auch über den Bereich der Urgemeinde hinaus muß die üblich gewordene summarische Verdächtigung der jüdisch-christlichen Konversion nachdrücklich zurückgewiesen werden. Im Folgenden soll dies geschehen an Hand zahlreicher Beispiele und Beobachtungen. Sie sind im allgemeinen abgegrenzt auf Deutschland und das Arbeitsgebiet der deutschen Judenmissionen. Bei Auswahl neuerer Stimmen habe ich solche bevorzugt, an deren Lauterkeit ich aus persönlicher Kenntnis der Personen und Verhältnisse nicht im geringsten zweifle.

Ein Kenner der Verhältnisse, und überzeugt, daß es zweifellos nicht immer lautere Motive sind, die zum Religionswechsel führen, spricht dies offen aus, um dann fortzufahren „und doch ist andererseits wieder die Zahl derjenigen, welche sich im Innersten vom Evangelium durchdringen lassen, nach aller Erfahrung eine recht erhebliche“<sup>10</sup>. Es gibt auch vom Juden aus echte Zuwendung zum Evangelium, und sie ist ohne Zweifel häufiger als gemeinhin angenommen wird.

Sehen wir uns zunächst einmal die Motive, die zur Konversion führen, in ihrer Mannigfaltigkeit an. Die Frage der Zwangstaufe kann dabei unerörtert bleiben. Es soll auch zunächst darauf verzichtet werden, die Frage zu stellen oder zu beantworten, welche Motive wir als „echt“ gelten lassen und wo wir den Maßstab zu ihrer Beurteilung finden. Es wird im Folgenden deutlich werden, warum diese sehr wichtigen Fragen dennoch zurückgestellt werden können. Weit wichtiger ist zunächst eine andere, dringend nötige Klarstellung, die immer wieder übersehen wird. Es muß nämlich absolut unterschieden werden zwischen dem Motiv, das zum Taufunterricht führt und jenem oft völlig anderen, das schließlich zur Taufe selbst führt. In vielen Fällen handelt es sich dabei tatsächlich um völlig verschiedene Motive.

---

<sup>10</sup> J. de le Roi, Judentaufen im 19. Jahrhundert. Leipzig 1899, S. 5.

Was veranlaßt den Juden, seiner bisherigen Religion den Rücken zu kehren und sich dem Christentum zuzuwenden? Hier stoßen wir schon auf zwei verschiedene Motive. Daß der Jude sich vom mosaischen Glauben abwendet, schließt ja die Hinwendung zum christlichen Glauben noch nicht in sich. Die Gründe seiner Abkehr werden vom Judentum aus immer verwerflich genannt werden. Uns steht hierbei kein Urteil zu. Wir haben uns einfach mit der Tatsache abzufinden. Wir haben jene andern Gründe zu prüfen, die die Hinwendung zum Christentum veranlassen. Dabei bleibt es selbstverständlich, daß sich nie alles dem Auge enthüllt, was des Nächsten Herz bewegt und daß jeder beständig in der Gefahr steht, mehr von einem zweiten, oft unbewußten Motiv beherrscht zu werden, als von dem „ersten“ und augenscheinlichen. Ideelle Faktoren kann man auch nicht einfach mit der Waage messen und ihre Wichtigkeit von der Skala ablesen. Solche Unzulänglichkeiten müssen mit in Kauf genommen werden, wenn man die Motive erforschen will, die den Juden zur christlichen Taufe führen.

Durch den Wegfall der ghetto-artigen Abgeschlossenheit hat sich seit dem vergangenen Jahrhundert für das Judentum immer stärker der Einfluß der christlichen Umgebung spürbar und bemerkbar gemacht. Dies trifft besonders auf den Juden zu, der von der Höhe und dem inneren Wert seiner Religion kaum noch etwas verstand. Wieviele waren abgeglitten in die religiöse Indifferenz, ja vielleicht bis in den Atheismus hinein geraten. Bemerkungen und Gedankengänge christlicher Art in irgendwelcher Lektüre, Notizen in der Zeitung, wie etwa Festtagsbetrachtungen und dergleichen, sind häufiger als man gemeinhin denken möchte. Einer nimmt teil an der christlichen Beerdigung seines Nachbarn oder Geschäftsfreundes, der andere liebt die Musik und hört sich einmal die Matthäuspasion an — vielleicht unauffällig am Radio —, solche Erlebnisse bildeten zunächst einmal den Übergang aus der Abgeschlossenheit und bald auch die Brücke zur Annäherung an das Christentum. Immer breiter floß der Strom, der sich in dieser Weise in das jüdische Herz ergoß. War der erste Schritt über die Grenze getan, so war für viele der Weg zur jüdisch-christlichen Mischehe nicht mehr weit, und diese wiederum wurde für manche Juden schließlich die Brücke zum völligen Eingang ins Christentum.

Geradezu typisch für den äußeren und inneren Werdegang vieler Konvertiten ist das, was der später in der Berliner Bekenntnis-kirche als treuer und eifriger Mitarbeiter bekannt gewordene Architekt Kurt Waldmann aus seinem eigenen Leben berichtet: „Als reichsdeutscher Jude wurde ich 1891 in Breslau geboren. Schon in meinen ersten Kindheitsjahren siedelten meine Eltern nach Berlin über. Hier durfte ich schon als Schuljunge, dank der Freundlichkeit eines Lehrers, an den evangelischen Religionsstunden unserer Volksschule im Südosten Berlins teilnehmen und lernte dadurch schöne Teile des Neuen Testamentes kennen. Als guter Sänger habe ich im Chor unserer Oberklassen Choräle mitgesungen. Diese wurden dann in der Thomaskirche bei den Einsegnungen vorgetragen. Auch ich durfte dabei mitwirken, und diese Stunden, so feierlich und wehevoll, habe ich bis heute nicht vergessen. Später im Weltkriege, den ich als Frontinfanterist mitmachte, habe ich oft evangelische Andachten mitgemacht und miterlebt. Nach Beendigung des großen Ringens habe ich eine Christin geheiratet. Auf Grund meiner langsam erworbenen Einstellung habe ich mein Kind, ein Mädchen, durch die heilige Taufe der evangelischen Kirche zuführen lassen. Meine Ruth ist jetzt fast zehn Jahre alt, und in ihrer Liebe zum Heiland dankt sie mir diesen Schritt, während ich meinem Herrn heute danke, daß er mir den Verstand und die Erkenntnis dazu gab. — Not und Krankheiten haben in mir den Wunsch nach Frieden und Ruhe geweckt. Beides fand ich im Evangelium, und heute bekenne ich freudig, trotzdem sich in meinem wirtschaftlichen Leben noch nichts geändert hat, daß ich alles im Glauben an das Kreuz mit Geduld trage“<sup>11</sup>.

Daß in vielen Fällen die Liebe selbst als das primäre Motiv der Hinwendung zum Christentum angesehen werden muß, liegt auf der Hand. Zwischen glaubensverschiedenen Gliedern aller Religionen kommen Mischehen zustande, meist in der Form, daß jeder Teil den Religionsunterschied eben mit in Kauf nimmt, oft unter schweren inneren Konflikten, bis dann doch eines Tages der eine Ehepartner sich der Religion des andern zuneigt und schließlich auch offiziell übertritt. Die Verbindung zwischen Juden und Christen macht von dieser Beobachtung keine Ausnahme.

<sup>11</sup> Messiasbote, Berlin 1931, Heft 2, S. 13.

Besondere Bedeutung kommt auch der Berührung des Juden mit frommen und bewußten Christen zu. Er konnte in solchem Falle wahrnehmen, daß ein solcher Christ in der Verbundenheit mit seinem Haupte Christus und durch die uns in ihm geschenkten „teuren und allergrößten Verheißungen“ (2. Pe. 1, 4) einen beneidenswerten Glaubensbesitz sein eigen nennt. Es erfüllt ihn dabei oft mit geheimem Stolz, daß der, dem wir solche Gaben und Güter verdanken, menschlich gesehen ein Jude war, so daß es ihm nicht so abwegig vorkommt, wie man zuweilen denkt, je und je auch über diesen seltsamen Juden Jesus von Nazareth einmal nachzudenken oder auch einmal etwas über ihn zu lesen. Gustaf Dalman schildert in „Saat und Hoffnung“<sup>12</sup>, wie der holländische Jude (später ref. Pfarrer) Elieser Kropveld durch „die einfache Versicherung eines alten einfältigen Bauern, daß er gewiß sei, einmal in das himmlische Kanaan zu kommen“, zum ersten mal stutzig wurde. „Die Erzählung dieses Mannes, von dem, was Gott an seiner Seele getan habe, schien ihm freilich zuerst eitel Lug und Trug. Er wollte nicht glauben, daß ein so einfacher Mann eine solche Geschichte erlebt haben könnte. Als er sich aber überzeugt hatte, daß sie doch wahr sei, wurde das der Anlaß, daß er erst ein frommer Jude ward und darnach ein Christ“.

Verwandt damit ist die von Konvertiten immer wieder bezeugte Tatsache, daß der erste Anlaß, sich mit dem Christentum einmal ernsthaft zu beschäftigen, darin bestand, daß einer von Seiten eines echten Christen Liebe empfangen durfte, wo er dies kaum erwartet hatte. Ein Beispiel dieser Art berichtet O. von Harling aus dem Leben des Konvertiten Berthold Metzenberg, der auf einer Geschäftsreise, die ihn über Land führte, von einer Bäuerin, die „in ihm einen vom Volk unseres Herrn Jesu“ sah, aufs freundlichste bewirtet wurde. Das wurde ihm, der so oft eine andere Behandlung hatte erfahren müssen, zum inneren Erlebnis<sup>13</sup>. Erlebnisse solcher Art warfen bei vielen die im Innersten gegen Christentum und Christen vorhandenen Vorurteile um. Sie waren der Anlaß, daß da und dort einer anfang, nun echte Urteile zu sammeln, deren Re-

<sup>12</sup> Saat auf Hoffnung, Leipzig 1889. Jahrgang XXVI, S. 14.

<sup>13</sup> O. von Harling, Saat und Hoffnung, Lebensbilder jüdischer Christen. Judaica Januar 1948, S. 300.

sultat anders war als die Summe seiner bisherigen Vorurteile. Immer wieder haben es getaufte Juden bezeugt, daß empfangene Liebe in einer Welt des Hasses die erste Veranlassung war, nach Christus zu fragen.

Mit im Vordergrund der Konversionsmotive steht die Kraft des göttlichen Wortes, und man hat dabei oft den Eindruck, daß der „Geist“ schon am Werke war, ehe Werk und Dienst eines Menschen sichtbar wurden. Hier sind es vor allem die eigentlichen „messianischen“ Worte der Schrift, die auch heute noch bewirken, daß es dem Juden zuweilen wie Schuppen von den Augen fällt, gleichgültig, ob er gewissermaßen zufällig auf solche Worte stieß oder ob er durch Menschenhand auf sie gelenkt wurde. Jeder Jude, auch der atheistische, weiß, daß es eine Messiaserwartung gibt und daß sie sich für die meisten nicht nur auf ein messianisches Zeitalter, sondern auf einen persönlichen Messias erstreckt. Und eben dieser Jude weiß auch, daß wir Christen in Jesus von Nazareth diese Messiaserwartung erfüllt sehen. In dieser Linie liefen ja auch die Jünger und die erste Gemeinde, als sie an Jesus Christus gläubig wurden (Joh. 1,41 und 45, Apgsch. 8,26—38 usw.). Heute ist es nicht anders. Gurland beschreibt ausführlich, wie er durch Jesaja 53 zu Christus geführt wurde<sup>14</sup>. Gerade beim Glaubenswechsel frommer Juden, Rabbinen usw. haben Worte aus dem genannten Jesaja-Kapitel oft eine große Rolle gespielt. Aus der Reformationszeit wird uns ähnliches von Johannes Isaak Levita Germanus, einem der bedeutendsten Proselyten der Lutherischen Kirche, berichtet. Er las eine Taufpredigt, die bei der Taufe von vier Juden gehalten wurde, und die sich besonders auf Jes. 53 stützende Predigt überwand ihn, so daß er sich 1546 taufen ließ<sup>15</sup>.

Jeder Judenmissionar wird etwas davon erzählen können, wie es immer wieder dieses Kapitel vom leidenden Gottesknecht war, durch das sich Gottes Wort als jene Macht erwies, von der es heißt „wie ein Hammer, der Felsen zerschmettert“ (Jer. 23,29). O. von Harling zeigt, wie es einmal besonders der 8. Vers dieses Kapitels war, der einen Juden nachdenklich stimmte und vorsich-

<sup>14</sup> R.H.Gurland, *In zwei Welten*. 3.Aufl. Gütersloh 1908, S.141ff. Gurland, 1831—1905, war Rabbiner in Wilkomir, später Pastor prim.in Mitau.

<sup>15</sup> A. Sydnov, *Die Judenmission in der Schule*. Berlin 1912, S. 29.

tig machte in seiner Behauptung, der leidende Gottesknecht sei Israel<sup>16</sup>. Als stärkster „Hammer“ erwies sich mir persönlich in der Diskussion mit vielen Juden der 9. Vers des genannten Kapitels, wo von dem leidenden Knecht gesagt wird, daß „er kein Unrecht begangen hat, noch Betrug in seinem Munde gewesen ist“. Diese Worte können niemals vom Volk Israel gesagt sein, aber auch nicht von irgendeinem andern Menschen als von dem, der, ohne auf Widerspruch zu stoßen, von sich sagen konnte: „Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen?“ (Joh. 8, 46). Auch neutestamentliche Worte sind es zuweilen, die einen besonderen Eindruck machten und zum Glauben an Christus führten. So schreibt W. Gamper, den ich in der Berliner Missionsarbeit kennen lernte: „Die Sittenlehre des Neuen Testaments zog mich gewaltig an“<sup>17</sup>. In ähnlicher Weise spricht ein anderer vom „gewaltigen Eindruck“ der Bergpredigt<sup>18</sup>. An solchen Tatsachen wird nichts geändert durch den Einwand von jüdischer Seite, daß doch die Sittenlehre Jesu durchaus dem entspreche, was auch das fromme Judentum sage und schon vor Christus gesagt habe. Auch hier macht der Ton die Musik und wie Jesus seine Botschaft verkündete (z. B. in der Bergpredigt), das war doch gewaltiger und einprägsamer als das jüdische Schrifttum (z. B. Talmud), wo unter unendlich viel Gestrüpp ein paar süße Beeren mühsam herausgeholt werden müssen, wobei die Frage hier offen bleiben soll, ob Christus nicht doch auch mehr gesagt hat, als im Judentum vorhanden war (Matth. 7, 28, 29).

Wir stehen hierbei auf einem Boden, auf welchem Christen Ähnliches erleben wie Juden. Auch der Christ kann nach Jahren eines nur angelernten Christseins oder nach vorhergehender religiöser Gleichgültigkeit mit einem bewußten, persönlichen Glaubensleben beginnen, dessen Ausgangspunkt die Entscheidung für Christus als den Herrn des Lebens bildet. So erlebt auch der „Christ“ eine „Bekehrung“. Eine solche Entscheidung wird häufig unter dem Einfluß der „Erweckungspredigt“ getroffen. In der Großstadt ist es nicht weiter verwunderlich, daß sich auch einige Juden zu solchen Vorträgen einfinden, zumal diese ja häufig nicht in Kirchen,

<sup>16</sup> O. von Harling, a. a. O., S. 292.

<sup>17</sup> Zions Freund, Hamburg 1933, S. 133.

<sup>18</sup> I. A. Adler, Tr. 103 des Zions Freund, Hamburg, S. 4.

sondern in neutralen Sälen stattfinden. Ich habe immer wieder namentlich in Berlin Juden angetroffen, die mir bezeugten, daß solche Vorträge ihnen den Anstoß zur Besinnung und Umkehr gaben. In den schon erwähnten Lebensbildern jüdischer Christen schreibt O. von Harling von einem Konvertiten Dr. Heinrich Frank: „Nun erzählte er mir, wie er am Abend zuvor einer großen Evangelisationsversammlung im Zoologischen Garten beigewohnt habe; wie da der Generalleutnant von Viebahn zu vielen Hunderten von jungen Leuten über die Opfer der Sünde und das Opfer für die Sünde gesprochen hätte. Was der Redner da von den Opfern geschildert habe, welche die Jugendsünden erfordern, das habe er empfunden, als sei es zu ihm persönlich gesagt; es sei ihm gewiß geworden, daß er gerettet werden müßte. Auf seine Frage an den General, was er tun solle, um auch solche Rettung zu erleben, wie er sie an Beispielen geschildert habe, habe er ihm militärisch kurz die Weisung gegeben: „Sie sollen sich sofort jetzt dem Herrn mit Leib und Seele übergeben, ohne jeden Rückhalt, und dann gehen Sie zu einem Manne in der Stadt, der Sie in das Geheimnis Christi einführen kann“<sup>19</sup>. Kaum viel anders erging es dem jungen Hamburger Juden Henry Seligmann<sup>20</sup>. In eigener evangelischer Tätigkeit machte ich ähnliche Beobachtungen besonders bei Juden in Berlin.

Einen besonderen Raum in der Betrachtung des Taufmotivs nimmt natürlich die eigentliche Missionsarbeit ein. Wortverkündigung und Schriftenverteilung waren es in vielen Fällen, die „das Neue“ an den Juden heranbrachten, oft genug „mit einer Kraft, die mit Widerhaken im Herzen haft“. Dies zu erreichen, bleibt Aufgabe jeder Missionstätigkeit und bietet zugleich die Gewähr, daß im Hörer ein echtes und stichhaltiges Motiv geweckt wird, das einer der Konvertiten so beschreibt: „In der dogmatischen Entwicklung steht das Judentum noch auf der Stufe der Vorbereitung, der dunklen und beschränkten Vorahnung... Die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen ist wohl schon in das Bewußtsein getreten, aber dieses Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit wird durch den

---

<sup>19</sup> O. von Harling, a.a.O., S. 297.

<sup>20</sup> ebenda, S. 305.

Opferkultus beschwichtigt, durch Verschmelzung mit den nationalen Hoffnungen verweltlicht, schließlich durch die Werkheiligkeit und Werkgerechtigkeit der Pharisäer und Rabbinen abgestumpft und überwuchert. Das Ächzen und Seufzen der Kreatur nach Erlösung ist im Judentum noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Der Erlösungstod des Gottmenschen, die Versöhnung der Welt mit Gott durch Gottes unendliche Gnade, ist im Judentum noch nicht offenbart gewesen. Und deshalb ist im Alten Bunde die Gottheit wohl in ihrer weltschöpferischen und welterhaltenden Persönlichkeit erschienen; aber erst das Christentum hat das volle Wesen und die ganze Lebensfülle der Gottheit in ihrer Dreipersonlichkeit enthüllt“<sup>21</sup>.

Ein eigenartiges Motiv für die Hinwendung zu Christus bedarf noch ausführlicher Erwähnung: der Ruf durch eine „Erscheinung“ oder durch einen Traum. Was vom Apostel Paulus berichtet wird: daß ihm der Auferstandene erschienen sei und ihn durch diese Erscheinung in seine Nachfolge und in seinen Dienst gerufen habe (Apgsch. 9, 1 ff.), das wird in einer gewissen Parallele auch sonst von Juden gelegentlich als Bekehrungsmotiv angegeben. Mir trat dies zum erstenmal entgegen seitens einer Jüdin, die meinen Taufunterricht besuchte. Eines Tages fiel mir auf, daß sie während der Unterweisung mit Tränen kämpfte. In der nächsten Unterrichtsstunde brach sie dann vollends in Tränen aus, und ich fragte nach dem Grund. „Ich will ja nicht, aber ich muß“, war zunächst die rätselhafte Antwort, und schließlich erzählte sie, sie komme aus einem gut jüdischen Hause, ihrer Religion sei sie immer treu gewesen, nur als junges Mädchen sei sie mit einer christlichen Freundin gelegentlich auch in einem christlichen Gottesdienst gewesen, da ihr jüdischer (für die Frauen) ja so öde war. Das lag etwa 20 Jahre zurück. Nun habe sie vor einiger Zeit nachts plötzlich eine Erscheinung des Christus mit der Dornenkrone gehabt. Er habe sie unendlich traurig und zugleich so voller Liebe angesehen, als wolle er sagen: „Du sollst auch kommen!“ Sie schilderte das Ganze als ein absolut reales Erlebnis. Sie sei völlig wach gewesen und am andern Tage wie krank. In Abständen von wenigen Tagen habe

<sup>21</sup> Sigismund Süßmann Heynemann, Zwei Briefe eines jüdischen Getauften, 2. Aufl. Leipzig 1909, S. 7 und 8.

sie die Erscheinung in ganz derselben Weise noch zweimal erlebt und sie habe dann schließlich unter Tränen gesagt: „Ja, ich will kommen“, und ihr „ich will ja nicht, aber ich muß“ erklärte sich aus ihrem inneren Kampf: sie wußte sich völlig im Judentum verwurzelt, hatte keinerlei äußeren Anlaß zum Übertritt, ihr jüdischer Mann war seit einigen Monaten emigriert (es war 1934), Kinder waren nicht vorhanden, sie selbst hoffte in absehbarer Zeit ebenfalls aus Deutschland herauszukommen. Sie handelte wie unter einem Zwang. Von dem Tage an, an welchem sie ihr Herz offenbart hatte, wandte sie sich mit geradezu auffallender Freudigkeit und Entschlossenheit dem Heiland zu, der sie gerufen hatte.

Auffallend ähnlich war die Schilderung einer andern Taufbewerberin, während es bei einer dritten mir nie völlig klar wurde, ob es sich um einen wiederholten Traum gehandelt hatte oder ob wirklich eine „Erscheinung“ behauptet werden sollte. Was in solchen Fällen Traum, Illusion, Halluzination oder wirkliche Vision ist, kann unerörtert bleiben, da dies ja nichts daran ändert, wie dies der einzelne Mensch zu erleben glaubte und für sich selbst deutete. Von der Bibel her müssen wir allerdings gegenüber anderen Meinungen an der Möglichkeit der Theophanie und der Vision festhalten. Ich selbst habe den genannten Berichten nie besonderen Wert beigelegt, weil ich weiß, wie schwierig solche Phänomene selbst dann zu erklären sind, wenn man sie persönlich erlebt hat, wieviel mehr, wo man sich an die Darstellungen anderer halten muß. Es ist mir aber aufgefallen, daß in der einschlägigen Literatur das „Traum- und Erscheinungsmotiv“ öfter wiederkehrt. O. von Harling schreibt von einem Juden: „In dieser innern Not half ihm Gott durch einen Traum“ und fügt hinzu: „wie mir das öfters in solchen Fällen begegnet ist, in Erfüllung von Joel 3, 1“. Der Traum selbst wird in diesem Fall wie folgt beschrieben: „Er hatte im Traum ein Kreuz gesehen und daneben eine ehrwürdige Gestalt, die mit dem Finger darauf wies, indem sie Augen auf ihn richtete. Das ließ ihm keine Ruhe, bis er wieder zu uns kam und mir sein Herz ausschüttete...“. Auch dieser Konvertit ging durch ernste innere Kämpfe<sup>22</sup>.

---

<sup>22</sup> O. von Harling, a.a.O., S. 283.

Ähnliche Berichte finden sich aus den verschiedensten Zeiten. Als im Jahre 1499 das badische Städtchen Tiengen sich dem belagernden Schweizer Heer ergeben mußte, wurden die Juden ausdrücklich von der Begnadigung ausgeschlossen. Sie wurden an den Beinen aufgehängt. Einer derselben konnte sich nur dadurch „die gelindere Todesart der Enthauptung“ erwirken, daß er vorgab, die heilige Jungfrau sei ihm mit dem Befehl erschienen, er solle ein Christ werden<sup>23</sup>.

Verwandt mit diesem Traum und Erscheinungsmotiv ist ein anderes, das von dem Entwicklungsgang einer Judenchristin der Brüdergemeinde aus den Tagen Zinzendorfs berichtet wird. Es handelt sich um die Jüdin Judith Schaul. Als siebenjähriges Kind hatte sie ein Bild des Gekreuzigten gesehen, das auf sie einen so ergreifenden Eindruck machte, daß sie weinend ausrief: „Zu diesem Gott will ich mich auch bekennen!“ Von daher blieb ihr eine stete Unruhe, bis sie schließlich Christin wurde<sup>24</sup>.

Natürlich gab es auch zu allen Zeiten eine große Zahl von Juden, die für ihren beabsichtigten Glaubenswechsel nur ein völlig ungenügendes, ja verwerfliches Motiv vorbringen konnten. Wir denken dabei nicht nur an eine so traurige Verirrung, wie sie E. Schaeffer aus seiner Berliner Missionsarbeit einmal berichtet von einem Juden, der übertreten wollte, „um seiner Schwiegermutter einen rechten Ärger zu bereiten“<sup>25</sup>. Wer von „verwerflichen Motiven“ redet, denkt wohl am häufigsten an das in mancherlei Gestalt auftretende „Vorteils-Motiv“. Wie mancher Jude hatte — eben als Jude — Schwierigkeiten im Berufsleben und suchte nun durch „Umtaufen“ seine Abstammung zu vertuschen. Bekannt ist, daß beispielsweise im preußischen Heer vor 1914 kaum ein Jude Offizier werden konnte. „Es ist wohl mehr als dreißig Jahre, daß kein Jude mehr im preußischen Kontingent des deutschen Heeres Offizier oder Reserveoffizier geworden ist“, sagte der damalige Reichstagsabgeord-

---

<sup>23</sup> Karl Friedrich Vierodt, Geschichte der Evang. Kirche in dem Großherzogtum Baden. Karlsruhe 1856, Bd. II, S. 136, unter Bezugnahme auf Glutz-Blotzheim, Geschichte der Eidgenossen, I, 107.

<sup>24</sup> Gustaf Dalman, Graf Zinzendorf und die Juden, in: Saat auf Hoffnung, XXVI. Jahrgang, S. 131ff.

<sup>25</sup> Messiasbote. Berlin 1933, Heft 3, S. 19.

nete Dr. Ludwig Haas in einem 1913 in Berlin gehaltenen Vortrag<sup>26</sup> und führte weiterhin aus: „daß die Rasse der Grund der Ablehnung der Juden nicht ist, ergibt die einfache Tatsache, daß der Jude, sobald er sich hat taufen lassen, Offizier und Reserveoffizier werden kann. Ich habe im Leben noch nicht gehört, daß etwa die Taufe die Rasse und das Blut ändern würde; der Mann bleibt ganz derselbe; aber sobald er getauft wird, wird er als Offizier akzeptiert“<sup>27</sup>. Es winkten dem, der sich taufen ließ, zuweilen äußere Vorteile, und mancher oberflächliche, ehrgeizige oder ungefestigte Charakter erlag solcher Versuchung. Es läßt sich aber schwer abschätzen, wie zahlreich die Menschen waren, die nur aus Gründen äußeren Vorteils ihre jüdische Religion aufgaben, freilich ohne daß alle zum Christentum übergetreten wären. Die „Religionslosigkeit“ genügte vielfach, um die Herkunft abzustreifen. Mit dem Aufkommen des Rasse-Antisemitismus wurde es vollends weithin belanglos, ob ein Jude der mosaischen oder einer sonstigen Religion angehöre. Und gerade damals wurde auch offenbar, was für ein starker Irrtum hinter der Behauptung stand: „Wenige treten aus Überzeugung über“. Triumphierend schrieb der „Stürmer“ in jener Zeit: „Nach der Verkündigung der Nürnberger Gesetze, die nicht auf Taufe und Konfession, wohl aber auf Rasse und Blut Bedacht nehmen, haben sich die weit geöffneten Türen rasch geschlossen. Weil Taufe und Kreuz seit Verkündigung der Nürnberger Gesetze als jüdische Tarnungsmittel ausscheiden, pfeift der Jude auf beide. Er hat kein Interesse mehr, „Christ“ zu werden. In den Wohnungen der Pastoren von der Judenmission, die monatelang mit evangeliumshungrigen Juden vollgepfropft waren, ist es still und leer geworden. Seit Verkündigung der Nürnberger Gesetze ist der Aktienwert des Christentums in den Augen der Juden gewaltig gesunken“<sup>28</sup>. Das war ein gewaltiger Irrtum! Die Berliner Judenmission berichtet aus derselben Zeit: „Unsere Arbeit geht ungestört weiter. Immer wieder kommen Leute aus Israel, obwohl sie keinen äußeren

---

<sup>26</sup> Ludwig Haas, Der deutsche Jude in der Armee. Feldebücherei des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüd. Glaubens, S. 6.

<sup>27</sup> ebenda S. 10.

<sup>28</sup> Der Stürmer, Nürnberg 1936, Nr. 10.

<sup>29</sup> Messiasbote. Berlin 1936, Heft 2, S. 16.

Vorteil von der Taufe haben und möchten Jesum gerne sehen“<sup>29</sup>. Ein Jahr später lautet der Bericht: „Die Zahl der Taufbewerber hat nicht abgenommen, trotzdem niemand von der Taufe äußeren Vorteil hat“<sup>30</sup>. Und wieder ein Jahr später heißt es immer noch: Unsere Arbeit geht ihren stillen Gang weiter... Der Arbeit ist genug, da viele kommen, um am Christentum einen Halt zu finden“<sup>31</sup>. Erst mit der bald nach Kriegsbeginn einsetzenden planmäßigen Vernichtung der Juden ging die Zahl der Taufbewerber naturgemäß zurück. Wenn man auf jüdischer Seite gerne von den großen Summen redet, die aufgewendet werden, um jüdische Seelen einzufangen“<sup>32</sup>, so darf die deutsche Judenmission eine solche Unterstellung getrost zurückweisen, ganz abgesehen von der christlichen Auffassung über den Wert einer Seele (Matth. 16, 26). Wer die eben zitierten Missionsberichte aufmerksam liest, der stößt immer wieder auf das Wort: „Sie kommen“. Man muß ihnen nicht nachlaufen oder Geld auswerfen, um sie „einzufangen“. Und sie kommen, obwohl oft wirklich keine Vorteile zu erlangen sind, sondern Nachteile.

„Die Judenmission weiß davon zu berichten, wie viele Juden nicht wegen äußeren Vorteils, sondern trotz drohenden Unheils schwerster Art sich haben taufen lassen. Für viele ist noch heute der Übertritt zum Christentum gleichbedeutend mit der Mahnung: „Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause“. Sie müssen alles aufgeben und tun es den Jüngern gleich, von denen es heißt: „Sie verließen alles und folgten ihm nach“<sup>33</sup>. Hier muß ich aus meinem eigenen Erleben im Umgang mit manchen Taufbewerbern ganz schlicht hinzufügen: Ich habe die Tränen gesehen.

Es ist in der Tat heute noch manchesmal so, daß mit der Taufe zwangsläufig der Verlust des Elternhauses, der Verwandtschaft und Freundschaft und oft auch der Existenz verbunden ist. Was kann etwa ein übertretender Rabbiner anders tun als sich nocheinmal auf die Schulbank setzen, um einen neuen Beruf ergreifen zu kön-

---

<sup>29</sup> Messiasbote, 1937, Heft 2, S. 16.

<sup>31</sup> Messiasbote, 1938, Heft 2, S. 16.

<sup>32</sup> Dr. Werner, Judentaufen (cf. Anm. 2), S. 30.

<sup>33</sup> A. Sydow, a.a.O., S. 12.

nen? Von hier aus wird dann auch verständlich, daß die Judenmission je und je auch in äußerer Notlage helfen mußte und daß hieraus eben der Eindruck entstand, der Jude werde „gekauft“. Daß hier die Grenzen leicht überschritten werden können und zuviel des Guten getan wird, ja daß man daraus im Streben nach zahlenmäßigem „Erfolg“ der Mission oft sogar geradezu ein falsches Missionssystem entwickelt hat, ist nicht zu bestreiten. Hier handelt es sich um einen Vorwurf, den die deutschsprachigen Missionen oft nach anderer Seite hin machen mußten, und darin lag mit ein Hauptgrund, warum man sich auch da nicht zur wünschenswerten Arbeitsgemeinschaft zusammenfinden konnte, wo etwa wie in Berlin neben der deutschen auch englische Missionen arbeiteten.

Die deutsche Judenmission lehnte zu aller Zeit das Haschen nach „Erfolg“ mit Nachdruck ab. Nie wurde hier die Tätigkeit des Missionars nach der Zahl seiner „Taufersolge“ gewertet. Als in der Zeit Stöckers gerade in Berlin eine Art Flucht aus dem Judentum vor sich ging, blieb die Mission selbst sehr zurückhaltend mit der Gewährung von Taufen. Sydow schreibt darüber: „Zunächst trat eine bedauerliche Vermehrung der Judentaufen ein, an der die Mission keinen Teil hatte“<sup>34</sup>. Nach dem Jahresbericht der Berliner Landeskirchlichen Judenmission für das Jahr 1887 wurden in eben diesem Jahre in Berlin 103 Juden evangelisch getauft, nur ein kleiner Teil unter Mitwirkung der Mission“<sup>35</sup>.

Das klingt nicht darnach, als hätte die Mission um jeden Preis hohe Taufziffern erringen wollen. Bei der eben genannten Berliner Mission verboten es die Satzungen ausdrücklich, durch Gewährung äußerer Vorteile Proselyten anzulocken. Selbst als mit dem Jahre 1933 sich die wirtschaftliche Lage vieler Judenchristen teilweise katastrophal gestaltete und bald eine immer größere Schar von „Mischlingen“ verschiedener Grade in wirkliche Not geriet, war es mir als damaligem Missionsarbeiter nicht erlaubt, aus offiziellen Missionsmitteln irgendwelche Zuwendungen zu machen. Nur in Fällen dringender Not konnte ein Betrag von drei Mark (im Mo-

---

<sup>34</sup> ebenda S. 49.

<sup>35</sup> Jahresbericht der Berliner Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden. 1887.

nat) gegeben werden, und es blieb meinem eigenen Erfindungsgeiste überlassen, woher ich etwa die Mittel für eine bescheidene Weihnachtsbescherung aufbringen wollte. Und als ich unter dem Zwang der Not eine besondere Hilfsarbeit in Angriff nahm mit Hilfe der Quäker und anderer ausländischer Organisationen, wurde es mir seitens des Missionskomitees nur als eine rein private Angelegenheit erlaubt, die man nur ungern sah. Als die Berliner Mission im Jahre 1922 ihr hundertjähriges Jubiläum feierte, schrieb ihr der befreundete Verein der Freunde Israels in Basel (Schweizer Judenmission) in seinem Begrüßungsschreiben u. a.: „...Dabei hatten Sie es nie auf eine möglichst große Zahl von Proselyten abgesehen, sondern legten jederzeit allen Nachdruck darauf, daß lebendiger Glaube an den Herrn Jesus Christus, auf Grund einer wahrhaften Bekehrung und eines gründlichen Unterrichts in der evangelischen Wahrheit, die unerläßliche Vorbedingung für die Taufe eines zum Christentum übertretenden Juden sei. In diesem Grundsatz, der die Judenmission bewußt auf den Boden der apostolischen Taufpraxis stellt, wissen wir uns eins mit Ihnen, in der Überzeugung, daß nur auf diesem Wege ein bleibender Segen von der Judenmission ausgehen wird für Israel sowohl, als auch für die Christenheit“<sup>36</sup>.

In diesem Zusammenhang darf auch gesagt werden, daß jeder Judenmissionar wohl auch Fälle nennen kann, in denen er Taufbewerber zurückwies. Ich erinnere mich an einen jungen Kaufmann, den ich nach der zehnten Unterrichtsstunde ersuchte, nicht mehr zu kommen, weil ich auch da noch den Eindruck hatte, daß es ihm nur um einen formellen Übertritt gehe (mit der christlichen Braut im Hintergrund). In Lodz kam ein junger Jude zu mir, der sein Anliegen etwa so vorbrachte: „Mein Vater ist ein strenger Jude. Ich halte es zu Hause nicht mehr aus. Taufen Sie mich und geben Sie mir eine Anstellung in der Mission“. Ich schickte ihn weg. In Berlin kam eine junge Dame aus vornehmen jüdischen Kreisen: „Ich möchte mich taufen lassen, weil mein Verlobter es wünscht. Ich muß aber noch vor Samstag getauft sein. Am Samstag ist unsere

---

<sup>36</sup> E. Schaeffer, *Leben und des Herrn Werk verkündigen*. (Bericht über die Jahrhundertfeier) 1922, S. 18.

Hochzeit“. Es war Dienstag. Ich machte ihr deutlich, daß es so nicht ginge und daß sie ja nach der Hochzeit zum Unterricht erscheinen und späterhin wohl getauft werden könne. Sie wurde sehr aufgeregt und bot schließlich eine gute Stange Geld. Ich schickte sie in der nun angemessenen Form weg. Noch unter der Türe trumpfte sie auf: „Glauben Sie, daß ich bis zur Hochzeit getauft bin?“ Ich habe es nicht bezweifelt, und sie fand dann auch einen Pfarrer, der Gottesdienst und „Dienst am Kunden“ miteinander verwechselte.

Zu den Taufen, die nur um äußerer Vorteile willen erstrebt werden, gehören auch die Kindertaufen in jenen Fällen, in denen die Eltern selbst ihrer jüdischen Religion noch „treu“ bleiben, weil sie aus irgendwelchen Gründen den Religionswechsel ablehnen. (Ich fand oft ein dem sterbenden Vater gegebenes Versprechen als letzte und stärkste Bindung.) Die eben geborenen Kinder aber übergaben sie einer fremden Religion, um sie sobald als möglich von dem „Unglück ihrer Abstammung“ zu befreien. Die Zahl solcher Taufen wird indes bei weitem überschätzt. Traurig ist, daß die Kirche diesen Unfug geduldet hat. Die deutsche Judenmission hatte damit nie etwas zu tun. Sie darf für sich in Anspruch nehmen, daß sie es mit dem Vollzug der Taufe immer ernst genommen hat. Daß sie mit ihren Getauften immer besonders diffamiert war seitens des Judentums, könnte sie stillschweigend in Kauf nehmen, wenn nicht der unberechtigte Haß, der dahinter steckt, sich immer wieder gegen das Judentum selbst richtete. Wer sich taufen läßt, ist ein Renegat, ein Apostat, ein Meschummad. Rabbiner Werner verlangt zornbeugend am Schlusse seines schon erwähnten Vortrages über Judentaufen, man müsse „die gewissenlosen und überzeugungslosen Täuflinge, die Treulosesten der Treulosen, bekämpfen“, und die Redaktion setzt hinzu: „Stürmischer, minutenlang andauernder, sich immer wiederholender Beifall“<sup>37</sup>. Das Philo-Lexikon behauptet: „Apostaten, abtrünnige J., sind meist zu Feinden ihrer Glaubensgenossen geworden“<sup>38</sup>, was eine unhaltbare Behauptung darstellt. Wie viele gleichgültige und atheistische Juden

---

<sup>37</sup> Dr. Werner, a.a.O., S. 45.

<sup>38</sup> Philo-Lexikon. Berlin 1935, unter „Apostaten“, Sp. 32.

sind im christlichen Unterricht erst einmal auf die Tatsache der Erwählung Israels und die Herrlichkeit der ihm geschenkten Gottesoffenbarung samt den für Israel noch immer gültigen Verheißungen (Röm. 11) hingewiesen worden. Wieviele wurden da erst einmal Juden, ehe sie Christen wurden, wenn man auch gerne von jüdischer Seite die Judenmission mit dem Antisemitismus in einen Topf wirft. In der Zeit der nationalsozialistischen Verfolgung der Juden schrieb Dr. Conrad Hoffmann, Direktor des International Missionary Council's Committee on the Christian Approach to the Jews, New York, in einem Bericht über eine Reise, die ihn auch durch Deutschland geführt hatte, über die wenigen Judenmissionare, die noch in Deutschland arbeiteten: „We need their witness to the persecuted Jews in Germany that there are Christians who do sympathize with them, who are anxious to help them, and who are sincerely friends to them. As a Berlin rabbi put it „we know now that the Jewish missionaries are our friends, for they at least wish us well“<sup>39</sup>. (Der erwähnte Berliner Rabbiner war Leo Baeck, wie ich aus eigenem Miterleben weiß.)

Wenn der Judenchrist oft so häßlich von seinen Stammesgenossen behandelt und mit Schmutz beworfen wird, darf man sich da wundern, wenn er — zurückschießt? wenn er in der Tat nun gar zum Antisemiten wird? Hier hat das Judentum selbst durch ungezügelter Haß sich manchen Feind geschaffen.

Es sei mir an dieser Stelle gestattet, aus eigenem missionarischem Erleben noch einen Überblick zu geben über die Motive von Taufbewerbern, die ich selbst taufte. Ich greife dabei die Zeit vom 1. Juli 1934 bis 30. Juni 1935 (genau: 19.6.35) heraus, weil es sich dabei gerade um ein volles Jahr handelt, in welchem ich genau 100 Juden taufte. Es handelt sich dabei um 93 Erwachsene und 7 zugehörige Kinder (unter 14 Jahren). Bei den 93 Erwachsenen lagen bei der Anmeldung folgende Motive vor (was sich zum Teil erst während des Unterrichts vollends herausstellte):

---

<sup>39</sup> Dr. Conrad Hoffmann, *The Christian Approach to the Jews in Egypt, Palestine, Syria, Turkey, The Balkans, Austria, Hungary and Germany. Being a Report of a Three Months Journey through these lands, 1934.* London-New York 1934, S. 28.

Unbefriedigtsein, kein Halt am Judentum	11
Jahrelange Berührung mit Christen	31
Spontaner christlicher Predigteinfluß	2
„Erscheinung Christi“ (2) und Traum (1)	3
Neutestamentliche Lektüre	10
Geschäftliche Gründe	13
Beabsichtigte Mischehe	8
„Gehorsam“ (Gemeinsam konvertierende Ehegatten und erwachsene Kinder)	8
Unbekannt, kaum feststellbar	7
	<hr/> 93

Bei 24 Bewerbern bestand christlich-jüdische Mischehe. Bei den 8 jüdischen Verlobten kam es in 4 Fällen während der Unterrichtszeit zur Auflösung des Verhältnisses. Alle 4 jüdischen Partner blieben bis zur Taufe. Der religiösen Herkunft nach waren zwei Drittel aus dem indifferenten Judentum, einige wenige waren davon als Atheisten anzusprechen. Die übrigen waren mehr oder weniger fromme, jedenfalls bewußte Juden. Dem eigentlichen Torajudentum gehörten drei an.

Warum konnte nun bisher von einer speziellen Bewertung der Motive abgesehen werden? Einfach deshalb, weil es sich bisher nur um die Motive handelte, die wohl aus dem Judentum herausführten, ja die auch zum Taufunterricht führten, aber noch nicht das eigentliche Taufmotiv darstellten, wenigstens in vielen Fällen nicht. So wünschenswert es auch sein mag, daß schon bei der „Anmeldung“ ein echtes und edles Motiv vorliegt, so bleibt dies doch nicht entscheidend. Wenn gerade von jüdischer Seite dem Juden, „der sich zur Taufe anmeldet“, weithin unlautere Motive nachgesagt werden, so ist dem mit Nachdruck entgegenzuhalten, daß das bei der Anmeldung vorliegende Motiv nicht überbewertet werden darf. Es ist ja normalerweise nicht so, daß der Jude eben kommt, und dann geht es wie beim äthiopischen Kämmerer (Apgsch. 8, 26ff.), daß er nach einer kurzen Unterredung ausrief: „Siehe, da ist Wasser. Was hinderts, daß ich mich taufen lasse?!“ Die deutsche Judenmission hat den Grundsatz: „Mit der Erteilung von Taufunterricht so entgegenkommend wie irgend möglich, zurückhaltend aber mit der Gewährung der Taufe“<sup>40</sup>.

<sup>40</sup> Messiasbote 1933, Heft 3, S. 19.

So mag in vielen Fällen die Beschuldigung zutreffen, daß den Juden ungenügende und unechte Motive zum Pfarrer oder Missionar führen, aber damit ist ja noch lange nicht gesagt, daß dieses Motiv nicht bis zur Taufe eine Änderung erfahren könnte! Anmeldung ist noch nicht Taufe!

Kein Pfarrer und auch kein Rabbiner fragt an der Kirchentüre seine Gemeindeglieder oder Gäste, die kommen: „Warum kommst du zum Gottesdienst?“ Auch hier ist ohne Zweifel ein „edles“, Motiv erwünscht, aber keineswegs Bedingung sine qua non. Der eine kommt zum Gottesdienst aus innerem Verlangen, der andere aus Gewohnheit, einer „erfüllt einfach eine religiöse Pflicht“, der andere kommt seiner Frau zuliebe, vielleicht gar aus Langeweile usw. Die Aufgabe des Predigers besteht eben nun darin, möglichst rasch alle zu interessieren für das, was er ihnen sagen will, und sein Dienst kann für alle, auch für die zunächst aus „ungenügenden“ Beweggründen Gekommenen, ein Segen sein.

Genau so ist es beim Taufunterricht.

Die angegebenen, die vermuteten und die wirklichen Motive des Taufbewerbers treten zurück hinter dem Ziele: Jedem einzelnen das rechte Motiv zu vermitteln, ehe er an den Taufstein treten darf. So bleibt die Herausarbeitung des echten Motivs die primäre Aufgabe des Taufunterrichts. Was nicht stichhaltig ist, kann also im Unterricht noch korrigiert werden. Gelingt dies nicht in befriedigender Weise, so kann nicht getauft werden. Schon allein aus diesem Grunde ist in der Regel eine längere Unterweisung nötig, denn schließlich entscheidet nicht die Fülle der christlichen Erkenntnisse über die Tauf-Reife, sondern eben die Reinheit des Motivs. Nur so erschließt sich dem Täufling ja auch der Sinn der Taufe selbst. Er muß erkennen, daß es sich bei der Taufe nicht einfach um eine formale Prozedur handelt, auch nicht nur um den Übertritt von einer „Kirche“ zur andern. Er soll sich nicht für das Christentum entscheiden, sondern für Christus.

Es ist nun gerade in der Judentaufe sehr schwer zu beurteilen, inwiefern der Getaufte rein verstandesmäßig zu Christus sich findet, indem er eben in ihm den Erfüller messianischer Weissagungen sieht und inwieweit solche Erkenntnis zugleich auch Glaube ist, Glaube vor allem an Christus den Heiland und Erlöser. Hier darf

man nicht zuviel erwarten und nicht zuviel verlangen. Die Gottessohnschaft Jesu wird für den Juden immer besonders schwer zu verstehen sein. Er soll daher wirklich Jesus zunächst einmal als den verheißenen Messias erkennen. „Bist du, der da kommen soll?“ — „Komm und siehe“. Das sind die Gedankengänge, die den Lauf des Unterrichts bestimmen. Da die ersten Jünger Jesu aus dem Judentum heraus zum Glauben an ihn kamen, so haben wir für die Unterweisung der Juden biblische Vorbilder und Anweisungen (Joh. 1, 41. 45, Apgsch. 8, 34. 35). Die Judenmission folgt darin dem Beispiel des Apostels Paulus (Apgsch. 18, 5).

Diese Auffassung, daß der Jude zunächst durch den Schriftbeweis zu Jesus als dem Messias geführt werden müsse, war darum in der evangelischen Kirche immer herrschend. Luther selbst vertritt sie in seiner 1523 erschienen Schrift „Daß Christus ein geborener Jude sei“. Im „Textbuch für Prediger“ von Römer wird zu dieser Materie gesagt: „Reden bei der Taufe von Judenproselyten haben die besondere Aufgabe, die Herrlichkeit des Christentums zu preisen und Jesum als die Erfüllung der alttestamentlichen Verheißungen und des Sehnsens Israels zu verkündigen“<sup>41</sup>.

So wird der Jude also in der Zeit des Taufunterrichts dahin zu führen sein, daß er in Jesus von Nazareth seinen und der Welt Heiland erkennt und all seine ursprünglichen Taufmotive treten immer mehr zurück hinter diesem nun entscheidend gewordenen. Mag der ursprüngliche Anlaß, der die Taufe wünschenswert machte, noch so dürftig und ungenügend, ja verkehrt und unwürdig gewesen sein, er ist nun ad acta gelegt und hat einem besseren Platz gemacht.

Zwei Beispiele für viele ähnliche mögen dartun, wie völlig sich das Konversionsmotiv ändern kann. Ein junger Kaufmann, Rudolf Karmeinsky, meldet sich zur Taufe an. Seine Verlobte ist Christin, und ihr zuliebe will er übertreten. Den Unterricht nimmt er als etwas Unvermeidliches ziemlich gelassen hin. Bald erwachte sein Interesse, und er kam mit großer Freudigkeit. Er war völlig aufgeschlossen für das Evangelium und „wunderte sich manchmal über sich selbst“, denn er war vorher religiös völlig gleichgültig. Da kam von der Braut die Mitteilung, daß sie unter dem Druck der Ver-

---

<sup>41</sup> Christian Römer, Textbuch für Prediger. 2. Aufl. Stuttgart 1922, S. 132/33.

wandten die Verlobung löse. Die Mitteilung traf ihn hart, da er durch seinen Schritt seinen eigenen Verwandten gegenüber in eine ziemliche Isolierung geraten war, die er nun doppelt empfand. Wie stellte er sich nun zu der für ihn „gegenstandslos“ gewordenen Konversion? — „Vor zwei Monaten wäre ich unter diesen Umständen einfach weggeblieben, aber jetzt bin ich doch froh, daß diese Verlobung für mich der Anlaß wurde, mich auf den Weg zu Christus zu begeben“.

Ähnlich lag der Fall bei einem jungen Arzt. Seine evangelische Verlobte wünschte, daß er konvertiere. Für ihn war das eine unwesentliche Sache. Bei der Suche nach der „Mission“ geriet er irrtümlich an die Berliner Stadtmission, deren damaliger Leiter, Pastor W. Thieme, ihm nun persönlich Unterricht gab. Hier lernte nun der Arzt Christum als den Sünderheiland kennen und erlebte seine Bekehrung. Er trifft die Entscheidung für die Nachfolge Christi. Das hatte nun seine Braut keineswegs gewünscht. Sie ist selbst nur in sehr äußerlichem Sinn evangelisch. Im Konfirmandenunterricht hatte sie gelernt, daß die Bibel nicht Gottes Wort, sondern nur „das ehrwürdige Buch der Weisheit“ sei. Die Auferstehung Jesu ist ihr eine fromme Legende. Ein moderner Mensch, der die Bibel liest, der betet, sogar zum Heiland betet: das geht über ihre Begriffe. Er aber, noch nicht getauft, muß ihr sagen: Du bist ja gar keine Christin. So kann ich dich nicht heiraten. Ich will eine christliche Ehe führen. — Und nun kommt sie zum „Unterricht“ und fängt an zu suchen und zu lernen, bis auch sie Christus ihren Herrn und Heiland nennen kann. Da greift die Gestapo ein und löst die Verlobung. Beide müssen unterschreiben, daß sie auseinander gehen. Für den Arzt aber ist es selbstverständlich, daß er nicht mehr ins Judentum zurückgehen kann, weil er an Christus gläubig geworden war.

Hören wir dazu noch Zeugnisse Getaufter, die deutlich zeigen, zu welcher Erkenntnis des Glaubens sie in der christlichen Unterweisung geführt wurden. O. von Harling berichtet von dem Proselyten Joseph Lapin: „Wie tief er in die Erkenntnisse des Heils eingedrungen war, zeigte sich zu meiner dankbaren Freude, als er in der Lutherkirche vor der Gemeinde vom Pfarrer Dr. Jeremias einer Prüfung unterzogen wurde, ehe ich ihm die Taufe erteilte.

Auf die gewiß nicht ganz leichte Frage: ‚Was ist denn eigentlich Glauben?‘ gab er nach kurzem Besinnen die freudige Antwort: ‚Hingabe an den Herrn‘<sup>42</sup>. Die Missionsblätter sind voll von Zeugnissen und Bekenntnissen ähnlicher Art, und es geht wohl nicht an, sie einfach in das Gebiet der Phantasie und Heuchelei zu verweisen, wenngleich viel frömmelndes und verdächtiges Machwerk dabei sein mag. In vielen Fällen wird dem Täufling in der Unterrichtszeit doch ein Licht aufgegangen sein, und er wird mit ehrlicher Überzeugung bei der Taufe das kirchliche Glaubensbekenntnis sprechen, selbst wenn ihm für manche der darin bezeugten Wahrheiten noch das volle Verständnis fehlt. Niemand wird behaupten wollen, daß die Konfirmanden, wenn sie bei ihrer Prüfung eben dieses Glaubensbekenntnis sprechen, es auch wirklich in allen Teilen erfaßt hätten. „Zuerst grüne Halme, dann Ähren, dann vollen Weizen in den Ähren“, so hat Christus selbst das Gesetz des Wachstums gesehen (Mark. 4, 28). de le Roi, der bekannte Historiker der Judenmission, sagt darüber: „Wer die Lebensgeschichte von Proselyten liest, begegnet in ihnen oft dem Bekenntnis, daß sie sich haben taufen lassen, weil es ihnen verstandesmäßig klar geworden sei, daß Jesus der Messias Gottes ist. Erst später hätten sie es erfahren, daß sie damals trotzdem unbekehrte Menschen waren. Ein Neander zum Beispiel bekannte es, daß ihn seinerzeit die Erkenntnis von der höheren Geistesmacht des Christentums zum Übertritt bewogen habe, daß er aber erst hernachmals ein wirklicher Jünger Jesu geworden sei“<sup>43</sup>.

Aus all dem wird ersichtlich, welche Bedeutung dem Taufunterricht zukommt. Man gab darum seitens der Missionsgesellschaften auch immer wieder entsprechende Fingerzeige oder gar ganze Lehrbücher heraus. Der Berliner Missionsleiter E. Schaeffer verfaßte ein 200 Seiten starkes Buch: „Christus ist des Gesetzes Ende, Lehrgang für den Religionsunterricht jüdischer Taufbewerber“. Oft war es so, daß der Taufbewerber sich die Sache „leichter“ vorgestellt hatte, als eine Angelegenheit, die mit 1 oder 2 Vorbereitungsstunden erledigt werden könne. Dann kamen die Wochen und Monate

<sup>42</sup> O. von Harling, a.a.O. S. 311.

<sup>43</sup> J. de le Roi, Berufen zur Judenmission. Autobiogr. Skizze in: Wie der Meister uns in den Weinberg rief, von Martin Hennig. Hamburg 1906, S. 181

des Unterrichts, die nicht nur um der Belehrung willen nötig waren, sondern eben auch, um dem Bewerber selbst noch Raum zur stets erneuten Besinnung zu lassen und um ihn prüfen zu können hinsichtlich des Ernstes seines Begehrens. Persönlich habe ich grundsätzlich alle Unterweisung in Einzelunterricht gegeben, auch in Zeiten, in denen ich des großen Andrangs wegen Monate hindurch oft 50 und mehr Wochenstunden geben mußte, was neben der „normalen“ Missionsarbeit oft eine drückende Belastung war. Daß man bei solchem seelsorgerlichen Einzelunterricht weiter kommt als in der entsprechenden Zahl von „Schulstunden“, ist einleuchtend. Daneben besuchten die Taufbewerber noch die sonntäglichen Gottesdienste und die wöchentliche Bibelstunde. Je nach den Verhältnissen (Lage der Wohnung, Einstellung des Gemeindepfarrer etc.) wurde versucht, die Einzelnen auch schon vor der Taufe in das kirchliche Leben einzugliedern

Es muß gesagt werden, daß außerhalb der Mission — und da wurden zeitweise die meisten getauft! — vielfach nicht mit der nötigen Sachkenntnis und Gründlichkeit unterrichtet wurde. Ich lernte mehr als einen Pfarrer kennen, der zunächst mit viel Eifer an die Unterweisung eines Juden herangegangen war, dann aber doch mit seiner besonderen Art nicht fertig wurde oder aber im Gedränge der pfarramtlichen Geschäfte einfach seine guten Vorsätze nicht mehr durchführen konnte und schließlich zur Taufe schritt in der Zuversicht, der Getaufte werde ja nachher als Glied der Kirche Gelegenheit genug haben, das Wort zu hören und die Bibel zu lesen, um so in seinem Glaubensleben weiterzukommen. Aber wo die rechte Grundlage fehlt, wird dies immer schwierig bleiben. Darum war es auch völlig verfehlt, und biblisch nicht haltbar, die Erwachsenentaufe einfach analog der Kindertaufe vorzunehmen im Bewußtsein, daß es zum Wesen einer „Volkskirche“ gehöre, den Menschen zunächst einmal durch die Taufe einzugliedern und ihm dann im Rahmen des kirchlichen Lebens die innere Weiterführung zu vermitteln. Daß darüber hinaus mancher Geistliche die ganze Angelegenheit als eine Formalität behandelte, ist leider wahr. In dem schon erwähnten Beispiel einer von mir zurückgewiesenen und dann durch die „Schnelltaufe“ konvertierten Jüdin lag ein solcher Fall vor. Er steht nicht vereinzelt. Auch „Tauf-

unterricht“ in Form der gesellschaftlichen Unterhaltung, bei Kaffee und Kuchen, habe ich mit angesehen. Es ist beschämend, daß auch hier die antisemitische Schmutzliteratur unleugbare Beweise pastoraler Verirrung bringen konnte, wobei die beiden christlichen Kirchen einander nichts nachgeben<sup>44</sup>. Wie oft war so in der Tat kaum der Versuch gemacht, das oft zweifelhafte Motiv des jüdischen Taufbewerbers zu korrigieren. Man ging auf seine Wünsche ein, ließ sich vielleicht sogar Bedingungen stellen, etwa in der Weise, daß der Jude erklärte, er wolle nur ein Christentum annehmen, „das die christlichen Dogmen abweist, das die überlieferten Mysterien nicht anerkennt“<sup>45</sup>. Diese Dinge sind vielfach geschehen und trugen mit bei zu dem leider oft berechtigten Spott über die Judentaufe — und über die Kirche.

Es sei aber klar ausgesprochen, daß es immer und überall, auch im Dritten Reich, Pfarrer gab, die mit großem Pflichtbewußtsein, mit Freude und Geschick, dem Juden, der bei ihnen Unterweisung suchte, das volle Heil in Christo zeigten.

All das erinnert uns daran, daß auch der Täufer sein Motiv hat, nicht nur der Taufbewerber. Dieser Punkt wird vielfach übersehen, und unter anständigen Leuten bliebe gewiß ein groß Teil der Verdächtigungen und Verleumdungen, die oft so summarisch gegen die Judentaufe vorgebracht werden, unausgesprochen, wenn man sich mehr vor Augen hielte, daß solche Vorwürfe sich auch auf den taufenden Pfarrer oder Missionar erstrecken. Wird dem Proselyten vorgeworfen, er habe sich „aus nicht ideellen Gründen“ taufen lassen, und die Taufe aus Überzeugung sei „eine ganz vereinzelte Ausnahme“, so bildet diese Beschuldigung ja auch eine Anklage gegen den, der die Taufe vollzogen hat. Es ist schwer zu sagen, wie oft sie leider zu Recht erhoben wird, sicher ist aber, daß sie in der üblich gewordenen Verallgemeinerung dem wahren Sachverhalt nicht gerecht wird und daher zurückgewiesen werden muß. Es handelt sich bei diesen im Lexikon-Stil kolportierten Beschuldigungen keineswegs um eine interne jüdische Angelegenheit, sondern um eine Sache, in der auch die christliche Kirche einer der Partner ist.

<sup>44</sup> Der Stürmer, Sondernummer 4 von 1936.

<sup>45</sup> Dr. Werner, a.a.O., S. 32.

Daß der Geistliche nur taufen soll, wenn er die Überzeugung hat, daß es dem Täufling ernst ist mit seinem Bekenntnis zu Christus, bedarf keiner Erörterung. Ein Außenstehender kann dabei im allgemeinen kein Urteil abgeben, inwiefern der Pfarrer diese Überzeugung haben konnte oder nicht.

Die Lauterkeit des Motivs auf Seiten des Getauften und des Täufers wird auch deshalb oft angezweifelt, weil der Neuchrist in vielen Fällen versagt. Es ist nicht immer seine Schuld, wenn er nach einem vielversprechenden Anfang nicht weiterkommt. Echter Judenmission war es immer ein Anliegen, ihre Proselyten nicht nur selbst in geistlicher Hinsicht zu fördern, sondern weit mehr noch, darauf hinzuwirken, sie in die Gliedschaft und Pflege einer Gemeinde zu bringen, denn der Taufunterricht, auch wo er recht erteilt wird, schafft ja keinesfalls einen „fertigen“ Christen (den es bekanntlich überhaupt nicht gibt). Es war namentlich in der Zeit des Dritten Reiches oft ganz besonder schwierig, die geeignete geistliche Pflegestätte zu finden. Meist konnte es nicht die eigentliche Kirchgemeinde sein, sondern eher weniger offizielle Kreise. Für Berlin war eine solche geistliche Heimat für viele Proselyten die Stadtmission in ihren vielen Einzelgemeinden, insbesondere haben ihre Pastoren Thieme, Dannenbaum und Möller dieser Arbeit größtes Verständnis entgegengebracht. Hausbesuche hielten die Verbindung mit den Getauften aufrecht, und wenn auch bei manchen eine innere Weiterentwicklung nicht mehr zu beobachten war, so hielt doch der größere Teil die Verbindung mit der Mission in herzlicher Dankbarkeit aufrecht (ohne äußeren Vorteil!) und ließ sich gerne weiterführen auf dem Wege der Nachfolge Christi. Ähnlich lagen die Verhältnisse bei den andern deutschen Missionen. Hätten die Feinde und Verleumder der Judentaufe recht, so müßten trotz all der Bemühungen um die Seelen der Getauften diese einen Abschaum der Christenheit darstellen, eine Schar, deren man sich schämt und von der man am besten keine Notiz nimmt. Wie ist es aber in Wirklichkeit?

In jeder Religion gibt es wahrhaft religiöse Menschen und andere, die nur dem Namen nach dazu gehören. Die Christenheit kennt leider ein großes Heer von „Namenchristen“. Unter den Juden ist es nicht anders. Der großstädtische Mensch ist völlig säkulari-

siert, ob er nun formal sich noch Christ oder Jude nennt. „Unter Tausend habe ich einen Mann gefunden“, ruft der Prediger aus (Pred. 7,28). Dabei hat er keine Christen im Auge gehabt. Mit welchem Recht erwartet man nun, daß die getauften Juden in Scharen sich als Christen bewähren müßten? Viele bewähren sich nicht, ohne daß sie damit unter ihrer „altchristlichen“ Umgebung auffielen. „Nur zu viele Proselyten gibt es in unserer Zeit, die sich anfangs verstandesmäßig zum Christentum bekannt haben, die dann aber nicht weiter gekommen sind und deshalb unter vielen Christen die Meinung erweckt haben, daß überhaupt nicht ein Jude von Herzen bekehrt werden könne“<sup>46</sup>. Und dennoch kann ohne alle Übertreibung gesagt werden, daß der Prozentsatz unter ihnen, der sich bewährt, der also einen wertvollen Zuwachs zur christlichen Gemeinde darstellt, verhältnismäßig groß ist, ganz abgesehen davon, daß zuweilen ein einzelner eine ganze Schar anderer aufzuwiegen vermag. „Keine Zeit der christlichen Geschichte ist ohne Namen bedeutender und einflußreicher Judenchristen. Aus der neuesten Kirchengeschichte seien bloß die Professoren August Neander und Caspari genannt, oder es sei darauf hingewiesen, daß gegenwärtig mehr als 500 christgläubig gewordene Juden auf evangelischen Kanzeln das Evangelium von Christus verkündigen“<sup>47</sup>.

Der große Einfluß der Christen auf Israel bei den Anfängen vieler christlicher Werke ist leider noch zu wenig erforscht, als daß man hierüber schon Endgültiges veröffentlichen könnte. Darum sei nur in aller Kürze auf einiges aufmerksam gemacht: Aus der Reformationszeit ist Immanuel Tremmelius zu erwähnen, der in Straßburg mit Bucer in Berührung kam, 1548 nach England emigrieren mußte, wo er mithalf an der Abfassung der Glaubensartikel und der Liturgie. Später war er als Professor in Heidelberg einer der Hauptmitarbeiter am Heidelberger Katechismus<sup>48</sup>. In Baden sieht die große Diakonissenarbeit in Nonnenweier (Mutterhaus für Kinderschwesterinnen) in der Judenchristin „Mutter Jolberg“ ihre Gründerin. — Im Herzen Deutschlands, in Bad Blankenburg in Thü-

---

<sup>46</sup> J. de le Roi, Berufen zur Judenmission (Anm. 43), S. 181.

<sup>47</sup> E. Schaeffer, Materialien und Richtlinien zur Judenfrage. Gütersloh 1921 S. 90.

<sup>48</sup> A. Sydow, a.a.O., S. 28ff.

ringen, entstand das große deutsche „Allianzwerk“, das durch seine seit 1886 stattfindenden Allianzversammlungen, durch das Allianzhaus und das Allianzblatt in der ganzen christlichen Welt bekannt wurde. Gründerin dieses Werkes war Anna von Weling (ursprünglich Anna Speyer). Einer ihrer Mitarbeiter schreibt von ihr: „Anna von Weling ist freilich ein Beweis dafür, daß auf dem Christenglauben von Menschen israelitischer Herkunft oft ein besonderer Segen liegt“<sup>49</sup>. Über ihren Charakter und ihre Arbeit wird gesagt: „Anna von Weling gehört zu denjenigen Persönlichkeiten, welchen man nur schwer ganz gerecht werden kann. . . . Neben ihren Fehlern zeigte sie eine Selbstlosigkeit, Opferwilligkeit und einen Liebesseifer für das Reich Gottes so großartig, daß sie darin nur von wenigen Menschen erreicht worden ist“<sup>50</sup>. — Als am 22. Februar 1834 in der Elbe bei Hamburg die sieben ersten deutschen Baptisten getauft wurden und damit der deutsche Baptisten gegründet wurde, war einer der sieben von jüdischer Herkunft: Johannes Gusdorff, Vorsteher der Buch- und Papierhandlung der niederländischen Traktatengesellschaft<sup>51</sup>.

Es würde zu weit führen, die als Christen besonders bewährt erfundenen und bekannt gewordenen Söhne und Töchter Abrahams aufzuzählen. Eine beträchtliche Zahl von ihnen ist mit der Geschichte der Judenmission für immer verknüpft. Paulus Cassel, (1821—1892), getauft 1855, der in Berlin wirkte, hat 262 Juden zu Jesus geführt.

Weit größer noch ist natürlich die Schar jener unbekannt gebliebenen, aber nicht minder treuen Christen, von denen jeder Missionar eine Anzahl kennen und schätzen lernte. Bei diesen ist es oft wie bei jener Judenchristin Esther Grünbeck, von der Zinzendorf schreibt<sup>52</sup>: „Sobald sie sich von ganzem Herzen zu Gott wenden, so redet ihnen Jesus zum Herzen, und sobald sie das merken, so kriegen sie ihn so lieb als irgend ein Christenmensch auf der Welt. — Das sehe ich alle Tage an einer Jüdin, die der Herr Jesus

<sup>49</sup> Gustav Kaiser, Im Dienste des Meisters. Hamburg 1935, S. 50.

<sup>50</sup> ebenda S. 54.

<sup>51</sup> Hans Luckey, Johann Gerhard Oncken, der Begründer des deutschen Baptismus.

<sup>52</sup> Gustaf Dalmann, Graf Zinzendorf und die Juden, a.a.O., S. 203.

ergriffen hat, und die ihn so innig liebet, daß ich mich davor schämen muß“.

Für viele andere sei nur einer noch einmal erwähnt, der ein leuchtendes Vorbild für viele Christen wurde, jener Rudolf Kar-meinsky, dessen inneren Werdegang ich schon kurz schilderte. Im Dezember 1934 hatte ich ihn getauft. Geleitet von seinem Gemeindepfarrer (P. von Rabenau) suchte er vor allem seine christlichen Kenntnisse zu erweitern und besuchte katechetische Kurse der Be-kenntniskirche, immer im Blick darauf, daß er seinen jüdischen Brüdern und Schwestern einmal dienen könne, wenn auch ihn einmal ein Transport den Sterbensweg nach dem Osten führe. Aus dieser ihn lange bedrohenden Not heraus schrieb er mir zu Weih-nachten 1941: „Es ist doch wohl so, daß uns erst eine tiefe undurch-dringliche Finsternis umgeben muß, um den Stern klar erkennen zu können, der uns den Weg zur Krippe von Bethlehem weist — zum Heiland der Welt. Bei uns hat sich bisher noch nichts verän-dert; wir müssen jedenfalls damit rechnen und darauf gefaßt sein, in nächster Zeit abtransportiert zu werden“. Da er eine sehrschwere, gesundheitsschädliche, unterirdische Arbeit auszuführen hatte, so konnte ihn sein Chef noch längere Zeit halten. Weihnachten 1942 schrieb er dann: „Für uns waren die letzten Monate eine besondere Belastungs- und Glaubensprobe, und wir sind dankbar, daß wir bis jetzt noch hier sein durften. Wann es uns treffen wird? Nun, dunkle Wolken haben sich zusammengeballt, aber es bleibt uns eines: Gottes Liebe und Barmherzigkeit, die ER uns erzeugt hat durch die Menschwerdung Seines lieben Sohnes. Das ist der ein-zige Halt, an den wir uns klammern können. Das Licht, das den Stall und die Krippe von Bethlehem hell machte, möge auch uns leuchten auf unserem dunklen, beschwerlichen Weg, der uns wohl bevorsteht. Gott segne Ihnen allen und uns die Weihnachtszeit! Wir alle mögen alle menschlichen Sorgen beiseite tun und unser Herz ganz bereiten und auftun für unsern Heiland“. — Als ich bald darauf vor seiner Türe stand, war sie versiegelt, und er war mit Frau und Kind unterwegs zum Tod.

Er ist nicht der einzige, der sich in so klarer Weise zu Christus bekannte. Und wie dürftig war das Motiv gewesen, das ihn ur-sprünglich mit dem Christentum in Berührung brachte!